

Petra Bera

Hätte hätte Fahrradkette

Roman

Zweite und korrekte Version

Prolog

Ich bin allein. Marleen ist weg. Wie soll ich das aushalten? Aber das Schreiben ist mein Lebenselixier. Und schließlich die Phantasie und die Realität, mit der ich und jede und jeder und wir alle zurechtkommen müssen. Das Leben ist voller Abwägungen. Jede Entscheidung bedingt eine neue. Manche sind fatal und wenn dir etwas Schlimmes passiert ist, kommst du nicht umhin, über eine vorherige nachzudenken. Aber es hilft ja nichts. Du hast nur eine Realität und weißt nur, wie diese verlaufen ist und nicht, was passiert wäre, hättest du dich für eine andere Variante entschieden.

Das Leben ist nicht gerecht. Viele soziale, hilfsbereite Menschen sind arm, viele skrupellose, egoistische Menschen reich, kaum jemand übernimmt wirklich Verantwortung für den Wahnsinn. Viele wissen, dass das alles verrückt ist, nicht vertretbar. Kaum jemand bringt die Kraft auf, gegen die Verhältnisse etwas zu tun. Nur ein kleiner Prozentsatz lässt es überhaupt an sich heran.

Ich will hier nicht herumjammern, ich hatte eigentlich einen sehr guten Start, aber ich habe es versemmt.

Ich blicke auf eine Zeit zurück, die so rasant und lebendig war.

Mir ist das gar nicht bewusst gewesen und ich wusste gar nicht zu schätzen, wie gut es mir zeitweise ging, fern von Problemen, wie sie jetzt da sind, oder wie andere sie haben. Aber es aufzuschreiben ist das Tollste, was ich mir gerade vorstellen kann. Ich bin ganz bei mir.

1.

Verknallt

Ich hatte ein Buch beendet, das spannend und lustig war, aber unbefriedigend endete. Die ganze Zeit war klar, irgendwann würden sie miteinander schlafen. Und dann hört das Buch auf. Es ist sicher, es wird passieren, aber das steht nicht in diesem Buch. Das musste die Phantasie alleine erledigen. Ich wollte es lieber lesen!

Es war schon spät, ich wollte dennoch ein neues Buch anfangen. Es kam nur eines mit Liebe in Frage. Leider war kein solches in meinem Regal vertreten. Also machte ich stattdessen noch ein Kreuzworträtsel.

Ich lese sehr gerne. Oft ist mein Leben aber zu rasant, da geht abends nur noch Licht aus und einschlafen.

Am nächsten Morgen stand ich um halb neun auf, heizte ein, kochte Kaffee und las die Zeitung, die mir mein Mitbewohner Alex erst kurz zuvor durch die Katzenklappe reingelegt hatte. Er holte sie morgens aus dem Briefkasten, der vorne am Eingangstor hing, las sie beim Frühstück und ging dann arbeiten. Davon profitierte ich, denn bevor er ging, bekam ich meine Zeitung fast ans Bett.

Meine Katze hieß TheCat und hatte breite graue und schwarze

Streifen auf dem Rücken. Das Muster auf ihrer Stirn sah aus wie ein großes M wie Melli oder auch Melanie, mein Name.

Ich bewohnte einen kleinen LKW. Ein untermotorisierter Sechstonner (er fuhr nur ca. 80 km/h) mit einem Koffer, in dem Zwei-Meter-Menschen den Kopf einziehen mussten und sich mein Schlafzimmer, die Küche, Wohn- und Esszimmer und das Klo in einem Raum befanden. Nicht nur ich lebte so: Um mich herum standen weitere LKWs, Bauwagen, Zirkuswagen und andere mobile Wohnstätten. Wir waren eine Wagenburg, in der nicht nur Menschen verschiedenen Alters, auch Kinder, mit Hunden und Katzen zusammenlebten, sondern es gab auch Kultur: Einmal die Woche wurde gekocht. Manchmal kamen über hundert Leute zu unserer Vokü (Volxküche), um warm und günstig zu essen, zu trinken und sich in angenehmem Ambiente zu unterhalten. Viele Leute, die dort hinkamen, wohnten in besetzten oder ehemals besetzten Häusern oder Wohngemeinschaften, viele waren politisch aktiv oder interessiert. Der Versuch, die allgemeine Bevölkerung, Leute, die nicht so in diesen Zusammenhängen unterwegs waren, ins Boot zu holen, gelang oft nicht. Im Winter fand es etwas familiärer in einem großen Zirkuswagen, in dem wir auch Plenum machten und der Gemeinschaftswagen hieß, statt. Es gab auch Feste, Konzerte, Infoveranstaltungen, tendenziell alles

eher im Sommer. Dann war es schön und grün, bunt und lustig. Natürlich gab es auch Stress untereinander, wie überall, wo Leute zusammenleben, wo Entscheidungen gemeinschaftlich gefällt werden, das Konsensprinzip gilt oder auch wie überall anders, wo es offenere Hierarchien gibt. Sie existieren ja leider überall, auch dort, wo sie eigentlich vermieden werden.

Es gab viele Wagenburgen in Berlin, anderen Städten und Ländern. Meistens waren sie besetzt worden. Oft wurden sie geräumt. Manchmal gab es Einigungen mit dem Staat oder Privateigentümer*innen in Form von Pachtverträgen. Viele waren aber auch einfach geduldet und mussten befürchten, geräumt zu werden. Auch gab es hin und wieder Demos gegen Räumungen, für Legalisierungen, für mehr Möglichkeiten alternativen Lebens.

Was ein Plenum ist? Ein Meeting, Treffen, eine Versammlung, um das gemeinsame Zusammenleben zu organisieren, Entscheidungen zu treffen: Wollen wir besetzt bleiben oder lassen wir uns auf Verhandlungen ein? Kann er oder sie einziehen? Welche Konflikte gibt es? Wollen wir den Küchenwagen renovieren? Die Themen waren endlos. Ich war eine Verfechterin von regelmäßigen Treffen, damit die Punkte sich nicht so ansammelten, dass es jedes Mal eine ewige Veranstaltung wurde, die alle furchtbar fanden. Damit war ich

aber auf dem Platz in einer Minderheit, daher gab es nur hin und wieder Plena, die oft stressig verliefen und daher alle grauenhaft fanden. Aus meiner Sicht eben, weil zu viel in kleinen Gruppen oder einzeln und zu wenig gemeinsam besprochen wurde.

Kennst du das, wenn deine ganze Perspektive sich krass verändert, weil du ein bestimmtes Buch liest oder gelesen hast? Ähnlich geht es manchmal auch mit Filmen: Ich sehe einen Film und will gar nicht mehr in meine eigene Welt zurück, wünsche mir, ich würde in der Zeit weiterleben, in der der Film spielt.

Mein ganzer Tag stand unter dem Omen des ausgelesenen Buches.

Ich erledigte Überweisungen, besorgte ein paar Dinge, ging in die Bibliothek, führte ein Anwaltsgespräch und verbrachte einige Stunden zu Hause, in denen ich aufräumte und putzte.

Es war ein Freitag, da war ein kleiner Club geöffnet, den ich gerne mochte. Er bestand nur aus einem Raum mit Tresen und Sitznischen und einer Tanzfläche, die durch kleine Details und coole Beleuchtung herausstach. In einer Ecke hing ein Drachen, der aus Altmetall zusammengeschweißt worden war. Er wurde lila angeleuchtet. Es gab auch eine Diskokugel, sie hatte aber unregelmäßige Spiegelscherben, sodass auch die Lichtpunkte

unterschiedlich waren, die durch den Raum liefen. Ab und zu ging ein Stroboskop an, zwischendurch auch etwas Nebel, was ich eher eklig fand. Außerdem hingen unterschiedliche Plakate für Demos, Konzerte und andere Veranstaltungen überall verteilt. Sie klebten auch übereinander, sodass oft noch der Rand vom vorigen herauslugte. Der Laden wurde im Kollektiv betrieben, das hieß, zehn bis fünfzehn Personen organisierten und entschieden alles gemeinsam und die Preise dienten den Selbstkosten, waren also recht günstig.

Ich tanzte und schaute mir Männer an. Ich sah natürlich auch Frauen und es waren wunderschöne dabei, aber mein Hauptaugenmerk lag auf Männern.

Ich dachte aber an einen, der weit weg war.

Es war nicht mein Plan mich zu verlieben, weil ich das nur anstrengend fand und ich froh über meine Unabhängigkeit war.

Trotzdem übte das Buch einen starken Einfluss auf mich aus. Hätten sie doch bloß miteinander geschlafen ...

Ich tanzte und tanzte. Hiphop lief.

Ich schaute oft nach unten beim Tanzen, manchmal machte ich auch die Augen zu. Wollte für mich sein.

Ich öffnete die Augen und sah geradewegs in ein Gesicht, das mich anvisierte und sofort einen Helikopterrotor in meinem

Bauch starten ließ. Meine Güte, es war nur ein Gesicht, zugegeben recht hübsch: Ein schmales Gesicht und irgendwie verschmitzt. Seine Haare waren kurz, schwarz und struppelig. Seine Statur war schmal, aber nicht dürr, irgendwie lässig. Er schaute mich an, zuerst Stirnrunzeln und dann ein strahlendes Lächeln.

Ich schaute schnell weg und tanzte weiter.

War nicht mehr entspannt.

Fühlte mich angestiert.

Ich ging zu meinem Drink, lehnte mich an die Wand und schaute auf die Tanzfläche.

Er war weg.

Was nun kam, ist ungefähr der Klassiker. Mal tanzen, mal stehen, glotzen.

Er tauchte wieder auf, tanzte, stand herum, glotzte, Blicke begegneten sich.

Irgendwann bin ich gegangen, weil ich dachte, da ist kein Anfang und ich kann nicht die ganze Nacht so weiter zappeln.

Jeder Schritt arbeitete in mir. Ja, Berlin ist ein Dorf, aber dann auch wieder nicht. Einige Leute traf oder sah ich häufig: Auf Demos und Kundgebungen, öffentlichen Plena oder Konzerten.

Aber ich kannte auch die gegensätzliche Erfahrung: Ich hoffte, einen bestimmten Typ zu treffen und bewegte mich sogar in dessen näherem Umfeld und er lief mir Ewigkeiten nicht über den Weg.

Auf halbem Wege bin ich wieder zurückgerannt und er war weg. Da bin ich dann auch wieder abgezischt. Hab mich geärgert. Ich Idiotin!

Vielleicht gut so, dachte ich und ärgerte mich noch mehr.

Als der Club das nächste Mal geöffnet war, hatte ich den ganzen Tag gearbeitet und war total kaputt. Meine Arbeit bestand daraus, mit einem Kleintransporter alles mögliche Zeug von A nach B zu befördern, eine Art Shuttle-Service für Gegenstände.

Wir machten das zu dritt: Karl, Gerdi und ich.

Karl koordinierte mehr, Gerdi und ich fuhren mehr.

Karl wohnte in einer Hausgemeinschaft in Kreuzberg. Das Haus war in den Achtzigern besetzt und auch legalisiert worden. Er war älter als Gerdi und ich, Anfang Dreißig, ich war erst zweiundzwanzig, Gerdi etwas älter, aber das wirkte nicht so.

Karl hatte einen Iro, der oft die Farbe wechselte und das einzige darstellte, was auf Eitelkeit oder Selbstdarstellung hindeutete. Ansonsten war er praktisch veranlagt, auf das Wesentliche

fokussiert und gut im Organisieren und Papierkram machen. Auch in seinem Hausprojekt verhielt er sich verantwortungsbewusst und übernahm häufig wichtige Aufgaben.

Gerdi war mehr so die Partynudel und derjenige, mit dem ich auch privat mehr unternahm.

Wir hatten für einen Musikanlagenverleih, von dem wir häufig Aufträge bekamen, ein Schulkonzert versorgt, danach Aktenkartons transportiert und einen Schrank geschleppt. Touren zu zweit mochte ich, sie waren finanziell nicht so ergiebig, aber besonders mit Gerdi hatte ich immer viel Spaß. Obwohl er ein Tattoo mit einer kleinen Träne unter dem linken Auge hatte, lachte er viel und sagte witzige Sachen. Zudem fand er mich urkomisch. Und so war ich zwar körperlich hinüber, aber mein Geist schaffte es, den Körper zum Club zu bewegen. Es waren vier Tage vergangen. Ich schleppte mich dahin und blieb zwei Stunden.

Kein *Rudi*, wie ich ihn inzwischen so für mich nannte, in Anlehnung an das Wort „Ruin“. Verstehst du nicht? Ist so in meinem Kopf entstanden.

Dann vergingen einige Tage, in denen ich versuchte mich damit abzufinden, dass dieser Fremde einfach ein Fremder blieb.

Als ich dann wieder in diesen Club ging, mit Karen und Betty, beides Mitbewohnerinnen und Freundinnen von mir, traf ich ihn gleich am Eingang.

„Hallo!“, sagte er und ich auch.

„Ich dachte du kommst NIE wieder“, meinte er.

„Dachte ich auch“, antwortete ich und wollte damit sagen, dass ich dasselbe von ihm dachte. Ich kam nicht dazu, das Missverständnis aufzuklären.

„Wohnst du weit von hier?“, fragte er.

„Kreuzberg und du?“

„Prenzlberg!“

Es ist immer cool zu wissen, in welchem Bezirk eine Person wohnt, die ich gerne treffen wollte. Ist aber bescheuert: Berliner Bezirke sind größer als viele Kleinstädte.

Aber auch eine komische Art mich anzusprechen, dachte ich bei mir. Wohnst du weit von hier. Aber ich muss zugeben, ich hätte gar nichts herausgebracht und das, obwohl ich seit Tagen an nichts anderes dachte als an diese Begegnung. Was ich dann aber sagen konnte, darüber hatte ich nicht nachgedacht.

„Soll ich dich jetzt auf einen Drink einladen?“, wollte er wissen.

„Na, erst mal können wir ja unser Freigetränk zusammen trinken“, antwortete ich, denn das war im Eintrittsgeld inbegriffen.

So gingen wir zur Bar. Ich nahm ein Diesel, ein Bier-Kola-Gemisch.

Ich fand mich selbst nicht sehr schön, fand aber, dass sich in diesem Schummerlicht mein Äußeres sehen lassen konnte, weil mir meine Statur besser gefiel als meine Gesichtszüge. Mein Vater, mit dem ich mich früher oft zankte, hatte mich in schwierigen Momenten schon als Indianerin, Zigeunerin, Hexe und Hippie betitelt, und obwohl das nicht viel mit Gesichtszügen zu tun hatte und er mich damit beleidigen wollte, passten meine hohen Wangenknochen, gebräunte Haut, lange dunkle Haare und eine etwas markante Nase zu den Bildern, die Menschen mit diesen Begriffen vielleicht verbanden.

Zu meinem Gesprächspartner hätte mein Vater wahrscheinlich Rocker, Penner oder Halbstarker gesagt.

Ich erfuhr seinen Namen: Moritz.

Moritz war charmant und wirkte intelligent.

Er hatte grüne Augen, die von langen dunklen Wimpern umrahmt waren, und ich schmolz innerlich dahin.

Wir unterhielten uns eine ganze Weile über Bücher und ein

bisschen über den letzten Castortransport im Wendland. Es sollte mal wieder Atomschrott transportiert und dann gelagert werden und dementsprechend waren Protestaktionen dagegen geplant. Viele Menschen fuhrten bei solchen Gelegenheiten mit Bussen, Bahnen oder Privatfahrzeugen aus Berlin, Hamburg, von überall her, dorthin und unterstützten damit die Atomkraftgegner*innen vor Ort. Moritz hatte an den letzten Aktivitäten teilgenommen.

Der elfte September war Thema. Die Bilder des Flugzeuges, das ins World Trade Center gerast war, erfüllten noch die Leinwände, da es noch nicht lange her war. Ich hatte keinen Fernseher, aber das Thema beherrschte alle Medien. Wir sprachen auch davon, waren besorgt, dass dies nun viele schlimme Entscheidungen legitimieren könnte und Rassismus und Ressentiments neue Türen öffnete.

Dann blödelten wir herum. Moritz lachte ein bisschen wie Kermit, das fand ich witzig.

„Ich will schon seit Ewigkeiten mal in ein Irish Pub“, sagte Moritz irgendwann. „Hast du Bock?“, fragte er mich.

Er sagte, ihm fiel jetzt auch kein konkretes ein. Ich sah die Dinger dauernd irgendwo, merkte mir aber nie die Straßen. Das hatte ich oft, dass ich bestimmte Läden suchte. Ich kannte ihr Aussehen von außen, hatte aber nicht genau im Kopf, ob sie

nun in der und der Straße oder in der Parallelstraße, auf diesem Teilstück oder auf jenem waren. Das nervte mich manchmal enorm.

„Klar, warum nicht, frische Luft ist gut“, sagte ich geistreich, wir waren ja nun bestimmt schon mehr als eine Dreiviertelstunde in dem Laden.

Ich meldete mich bei Betty und Karen ab. Betty tanzte, das war immer sehr schön anzuschauen. Sie hatte irgendwie einen coolen Stil und ihre dunkelblonde Lockenmähne wehte durch die Gegend. Karen stand an der Tanzfläche an die Wand gelehnt und süffelte an einem Drink. Sie hatte wasserstoffblonde kurze Haare und war immer eher praktisch gekleidet, während Betty sich auch gerne etwas schicker machte bzw. im Rock oder Kleid herumlief oder eine Bluse trug. Blusen waren nicht so meins, aber auf Röcke hatte ich auch manchmal Lust. Während Betty eher groß war, war Karen etwas kleiner als ich, und wenn wir nebeneinander liefen und ich in der Mitte, müssen wir wie die Orgelpfeifen ausgesehen haben.

Ich hatte an dem Abend eine enge schwarze Jeans, schwarze Boots und ein hellblaues T-Shirt ohne Ärmel an, das ich mochte, weil es die kleinen Hügel auf meinen Oberarmen betonte, die ich an mir ganz gut leiden konnte und auch bei anderen Frauen extrem attraktiv fand.

Zum Abschied biss mir Betty ins Ohr und grinste breit.
„Schönen Abend noch“, rief sie gegen die Musik an. Während Karen auf Frauen stand, hatte Betty sich schon in beiden Richtungen umgeschaut und es kam vor, dass sie ein Ziel ihrer Begierde von nächtlichen Streifzügen mit nach Hause nahm. Eigentlich hoffte sie aber auf den großen Knall.

Ich wühlte meine Jacke und meinen Pulli aus einem Klamottenstapel hervor, eine Garderobe gab es hier nicht, alle stapelten ihre Jacken auf Heizkörpern oder auf den Bänken in den Sitznischen, und ging in Richtung Ausgang.

Auch Moritz war zu seinen Leuten gegangen. Sie saßen in einer Sitzecke zusammen, musterten mich neugierig, als ich mich ihnen näherte, und sagten freundlich hallo. Was er zu ihnen sagte, konnte ich nicht hören, einer nickte und sie lächelten einander an.

Er schnappte sich eine ausgefranste Lederjacke und wir verließen den Laden. Wir latschten ewig durch Friedrichshain. Keines der Irish Pubs war da, wo ich es erwartet hatte, aber es war egal, Hauptsache, wir waren zusammen. Irgendwann beschlossen wir in einen Späti zu gehen, ein kleiner Laden, in dem es neben Tabakwaren und Getränken auch Tampons, Dosensuppen und viele andere Dinge zu fast jeder Tageszeit zu kaufen gab. Dort erwarben wir aber auch kein irisches, sondern

ein spanisches Bier. Ich bin eigentlich gar nicht so die Biertrinkerin, ist mir irgendwie zu bitter, in dem Moment hätte mir aber wahrscheinlich alles geschmeckt, meine Sinne waren auf Genießen eingestellt.

Mit dem Bier saßen wir dann auf einer Bank herum. Es war schon eine kühle Jahreszeit und trotz meiner Glückshormone fing ich irgendwann an zu klappern und verkündete:

„Entweder du rubbelst ein bisschen meinen Rücken, oder ich muss mich jetzt definitiv bewegen, um nicht festzufrieren.“

Etwa vier Sekunden lang schaute er mich einfach an. Er sah nicht wirklich verblüfft aus, vielleicht war er es aber.

Dann rutschte er ganz dicht an mich heran und nahm mich in den Arm. Das fühlte sich gut an! Und er roch gut!

„Geht das auch?“, fragte er mich.

„Auf jeden Fall“, war meine Antwort.

„Fährst du auch manchmal weg mit deinem LKW?“, erkundigte er sich.

„Wenn ich Zeit habe schon!“

„Nimmst du mich mal mit?“

Ich lachte.